

**Ausschnitt aus der Rede von Uwe Gellner, Kurator am Kloster unser lieben Frauen in
Magdeburg, zur Ausstellungseröffnung in der Galerie Überfluss in Magdeburg, Juli 2010**

Der bedeutende mexikanische Lyriker und Essayist Octavio Paz beginnt das Kapitel „Mesoamerika. Eine fremdartige Kultur“ in seiner „Einleitung in die Geschichte der Kunst Mexikos“ folgendermaßen:

„Jede Kultur löst in uns ein anderes Echo aus, in dem sich auf nicht zu unterscheidende Weise Geschmack und Konzeption, Gefühl und Idee vermischen. Die Werke der alten Kulturen in Mexiko rufen beständig einen Eindruck von Fremdheit hervor. Dieses Wort bezeichnet als erstes die Überraschung, die wir vor etwas empfinden, das uns unerwartet, unvergleichlich und einzigartig erscheint. Überraschung vor dem Verschiedenen, dem vom draußen Kommenden; auch vor dem Merkwürdigen, dem Außergewöhnlichen. Die Gefühle, die die spanischen Eroberer überkamen, als sie von der Höhe zum ersten Mal das Tal, den See und die Pyramiden der Stadt Mexiko sahen, entsprechen dieser kurz gefassten Bestimmung des Fremdartigen. Bernal Diaz dell Castillo, der nicht zu Übertreibungen neigte, schildert schlicht diesen unvergesslichen Augenblick: „Von dort aus sahen wir alle zum ersten mal die große Zahl der Städte und Dörfer, die mitten in den See gebaut waren, und die noch weitaus größere Zahl der Ortschaften an den Ufern,... Wir waren bass erstaunt über dieses Zauberreich, das fast so unwirklich schien wie die Paläste in dem Ritterbuch des Amadis. [...] Einige unserer Männer meinten, das seinen alles nur Traumgesichte. Und es ist nicht verwunderlich, wenn ich es auf diese Weise beschreibe, denn vieles gibt es darin zu rühmen, von dem ich nicht weiß, wie ich es erzählen soll: Dinge sehen, die wir nie zuvor gehört, gesehen noch gar erträumt hatten, so wie wir sie sahen.“ Die Eindrücke, die der Chronist in ein paar Sätzen beschreibt, haben unzählige Reisende, Historiker, Schriftsteller und einfache Wissbegierige empfunden und erlebt. Rätsel ziehen den Menschen an und erregen ihn. Die rätselhafte antike Kultur in Mexiko hat bei vielen Generationen Neugierde geweckt und hört nicht auf, uns zu faszinieren.

Das Fremdartige beginnt mit der Überraschung und endet in der Befragung. Vor dem fremdartigen Objekt fragen wir uns: Was ist es, woher kommt es, was bedeutet es? Diese Fragen drücken nicht nur Neugierige aus, sondern eine unerklärliche Unruhe, ein Unbehagen, das sich in bestimmten Fällen in Angst oder gar erschrecken verwandeln kann. Es handelt sich um ein zweideutiges Gefühl, zusammengesetzt aus Anziehung und Ablehnung: das Fremdartige ist gleichzeitig das Wunderbare und das Schreckliche. Das Wunderbare zieht uns an; es ist das Unerwartete, das Magische oder Phantastische, das Grandiose und –auf seine Art- das Perfekte; das Erschrecken ist hingegen Furcht und Ablehnung, aber auch Respekt und Ehrfurcht vor dem Unbekannten oder dem Erhabenen. Das Erschrecken ist kein Entsetzen, es ist Faszination, Verzauberung. Racine spricht vom „heiligen Erschrecken“, und Baudelaire bringt in zwei

bewundernswerten Versen die zweideutige Verlockung dieses Gefühls zum Ausdruck:

„J'ai peur du sommeil comme on a peur d'un grand trou,
Tout plein de vague horreur, menant on ne sait où...“(1)

Was bedeutet dem Volk der Fang der Kubismus, den Braque und Picasso erfinden, als sie den Fang imitieren? Was bedeutet der Expressionismus den Südseevölkern, deren Masken und Schilde Emil Nolde sammelte und die ihm dabei behilflich sind avantgardistische Kunst zu schaffen, den Expressionismus zu erfinden, und war das dann Erfindung? Warum sind die Europäer so interessiert an den Traumpfaden der Aborigines. Ist es Notwendig, in den letzten Geheimnissen der Völker zu dringen, denen es noch immer gelingt, die Segnungen unserer Zivilisation zu relativieren?

, „Sag mir, Josua“, fragte ich, „wer sind die Felsen dort drüben?“

Josua zählte auf: Feuer, Spinne, Wind, Gras, Stachelschwein, Schlange, Alter Mann, Zwei Männer und ein nicht zu identifizierendes Tier, „wie ein Hund, aber ein weißer“. Sein eigener Traum, das Stachelschwein (oder der Ameisenigel), kam aus dem Arnhemland herunter, führte mitten durch Cullen und weiter nach Kalgoorlie.

Ich blickte zurück auf die Siedlung, auf die Blechdächer und die wirbelnden Flügel des Windrads.

„Das Stachelschwein kommt also hier vorbei?“ sagte ich.

„Genau, Boß“, lächelte Josua. „Hast du gut gesehen.“

Er zeichnete die Linie des Stachelschweinwegs über die Rollbahn, vorbei an der Schule und an der Zapfsäule und weiter am Fuß des Perenty-Felsens entlang, bevor sie in die Ebene hinabsauste.

Er blickte sich um, um sich zu vergewissern, dass niemand in Hörweite war, und dann sang er mit Bruststimme eine Anzahl von Stachelschweinstrophen, und er blieb im Takt, indem er mit dem Fingernagel gegen ein Stück Pappe schnippte.’(2)

Was bedeutet es in sie zu dringen, die Traumpfade aufzuspüren, die man nicht sehen kann, die der kennt, der seinem Herzen folgt, und der den Träumen traut, Punkt für Punkt, die sieben Winde als Orientierung. Wir können das nicht, Europäer sind dazu einfach nicht in der Lage, aber wir können das respektieren – nur diese Aufgabe allein schon überfordert uns seit wir Australien diesen Namen gegeben haben. Die Afrikaner und die indianischen Ureinwohner Amerikas und die Aborigines in Australien lachen über die Europäer, die tote Dinge kopieren, ohne zu begreifen, dass sie den Geist, die spirituelle Energie der Formen damit nicht wecken können. Deshalb ist Doreen Wolff auf Reisen – ihr Mexiko ist Thailand, aber vielleicht ist es nicht

sinnvoll solche Reisen in den Alltag der Formen territorial zu verorten.

Ist der Exotismus ein Weg?

Ist das Wandern in Kulturen eine Lösung – Wegnotizen, um daraus Anknüpfungen zu entwickeln – wir alle tun das, wenn wir reisen – Blutkonserven für die verdorrten Zelle unserer Zivilisation einsammeln – vielleicht. Menschen sind erst seit wenigen 1000 Jahren sesshaft, davor sind sie 100.000de Jahre gewandert, ist also das Zwischenzeitliche, das Offene die Lösung? Die eigenen Grenzen in der eigenen Begrenztheit zu finden, daraus sich mental zu lösen, ist zweifellos eine Notwendigkeit, immer wieder und an jedem Ort. Doreen Wolff dient das zeitweilige Überwechseln in fremde kulturelle Lebensformen, nicht um zu Korumpieren, es ist verstehen lernen, fühlen lernen und teilen – somit nicht die Jagd nach der Form, sondern das Begreifen des Anderen als Quelle – diese Wanderungen enden nicht, sie laufen im Atelier täglich weiter. Ausgangspunkt für diesen Weg: wenn der Begriff der Kunst nicht in den Mittelpunkt gerückt, nicht die Kategorie das Ziel ist, sondern Kunst als Nebenprodukt sehen und als Inhalt verbrachter Lebenszeit begreifbar wird.

(1) Das Vorrecht des Auges, Frankfurt am Main 2001, S. 97f

(2) Bruce Chatwin, Traumpfade, München 2004, S. 193